



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Schiller und der Idealismus.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Schiller und der Idealismus.

Schillers Leben für den weitem Kreis seiner Leser, von Karl Hoffmeister. Ergänzt und herausgegeben von Heinrich Viehoff. Dritte Ausgabe, 3 Bd. Stuttgart, Becker. —

Schillers Briefe. Mit geschichtlichen Erläuterungen. Ein Beitrag zur Charakteristik Schillers als Mensch, Dichter und Denker und ein nothwendiges Supplement zu dessen Werken. 2. Bd. Berlin, Allg. deutsche Verlagsanstalt. —

Schiller als Philosoph. Vortrag gehalten in der Rose zu Jena, 10. März 1858, von Dr. Runo Fischer. Frankfurt a. M., Sachsenland. —

Die griechischen Elemente in Schillers Braut von Messina. Von Dr. Baptist Gerlinger, eingeleitet durch Fr. Dingelstedt. Neue Ausgabe. Augsburg, Kollmann. — Fatum und Nemesis in der dramatischen Dichtung. Aesthetische Studien von B. Gerlinger. Neuburg, Prechter. —

Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, entworfen von A. Koberstein. Vierte Ausgabe. 2. Bd., 2. Abthl. Leipzig, Vogel. —

So unauslöschlich die Züge sind, mit denen der Name Schiller in die deutsche Ruhmeshalle eingegraben ist, so hat doch auch er in der öffentlichen Stimmung manche Schwankungen erfahren. Seit der Vollendung des Wallenstein galt er der Menge als der größte Dichter Deutschlands. Diese Verehrung steigerte sich durch das Mitgefühl über seinen frühzeitigen Tod, sie wurde genährt durch die jüngern Theaterdichter, die, so weit sie im Uebrigen voneinander abwichen, sämmtlich Schillers Schule durchgemacht hatten; sie steigerte sich zum Enthusiasmus durch die patriotischen Lyriker, die in der Periode der Freiheitskriege nach dem Vorbild des Wallensteinschen Reiterliedes die deutsche Jugend gegen die fremden Eroberer in die Waffen riefen.

Aber schon war im Stillen gegen diese Stimmung eine Reaction vorbereitet, die, zuerst von der romantischen Schule hervorgerufen, sich im Anfang auf die ästhetischen Theezirkel der sogenannten feinen Welt beschränkte, dann aber, als die Restauration alle freieren Regungen des Volksgesistes unterdrückte, zur Signatur der Zeit wurde. Dieser Richtung war Schiller nicht vornehm, nicht aristokratisch genug, er ging ihr zu unbesonnen, zu rücksichtslos auf die

Gemeinplätze des Tages ein, und weil seine glühende Beredsamkeit dem Instinct der Menge huldigte, glaubte sie wol gar, ihm den Namen eines Dichters absprechen zu dürfen, da der echte Dichter sich nur in höheren, der Welt unverständlichen Gefühlen bewege. Wenn diese Ansicht während der ganzen Restaurationszeit die tonangebende blieb, so war auch das neue Geschlecht, das nach der Julirevolution die Führung der Literatur übernahm, ihr keineswegs abhold; nur wußte es ihr eine andre Wendung zu geben. War man früher bedenklich gegen den Demagogen Marquis Posa, so zuckte man jetzt über den moralischen Pedanten May Piccolomini die Achseln; man fand den Dichter zu sehr in den sittlichen Vorurtheilen der Vergangenheit befangen, man vermißte bei ihm jene liebenswürdige Frivolität, die man in der jüngern Schule Frankreichs so sehr bewunderte, und von der Goethes Schriften so erfreuliche Spuren zeigten.

Als nun das Vaterland wieder zu Ehren kam, änderte sich damit die öffentliche Stimmung über den Dichter. Es wurde wieder viel von Freiheit, Tugend und Vaterland gesprochen, man machte darauf aufmerksam, daß Goethe ein Fürstendiener, daß er der Dichter der Philine gewesen sei, und daß er auf die Erhebung des Volks in den Freiheitskriegen nicht viel gegeben habe. Was man früher Schiller zum Vorwurf gemacht, wurde jetzt der Grundstein seines Ruhms. Schriftsteller der verschiedensten Farbe waren darin einig, z. B. Wolfgang Menzel, Börne, und wie es bei Stichwörtern zu geschehen pflegt, die man häufig wiederholt, ohne sie grade näher zu erörtern: zuletzt war die Masse davon überzeugt, daß Schiller der Dichter der Freiheit, der Tugend und des Vaterlandes sei, und je nachdem man für diese Begriffe schwärmte oder nicht, rechnete man sich unter die eifrigen Jünger oder Gegner des Dichters.

Es ist ganz merkwürdig, wie bei einem Schriftsteller, dessen Balladen jeder Quartaner, dessen Trauerspiele jeder Tertianer auswendig weiß, ein solches Vorurtheil sich einem Rebel gleich so weit ausbreiten konnte, daß man seine wirkliche Physiognomie gar nicht wiedererkennt. Wer unsern Dichter ohne Brille liest, wird freilich bald gewahr, daß es sich bei ihm nicht bloß um Freiheit, Tugend und Vaterland handelt, daß der Dichter des Marquis Posa nicht bloß über die französische Revolution, sondern über das politische Wesen überhaupt in einer Zeit, wo seine Kraft am vollsten blühte, sich sehr geringschäßig aussprach, daß Laura nicht bloß früher, sondern auch natürlicher bei ihm auftritt als Thekla, und daß vom Vaterland bei ihm überhaupt keine Rede ist. Aber es war schwer, die Brillen zu vermeiden, da gefeierte Volksredner, wenn sie die politischen Leidenschaften aufstachelten, unablässig auf Schillers Vorbild hinwiesen, während die entgegengesetzte Richtung sich über diesen Dichter sehr bedenklich aussprach.

Schiller war kein abstracter Tugendspiegel, kein einseitiger Patriot, kein blinder Freiheitsenthustast; er hat, ehe er das wurde, was er war, mit schweren Verirrungen zu kämpfen gehabt; er hat in seinen Ansichten über die wesentlichsten Glaubenspunkte häufiger gewechselt als sein großer Freund, und ihn vom Anfang seines Lebens bis zum Schluß desselben als Vorbild aufzustellen, würde ein gewagtes Unternehmen sein. Aber er war mehr als das, was seine Partei von ihm aussagt, er war eine echt lebendige, starke und gewaltige Natur, die gleich den griechischen Heroen sich immer stärkte und läuterte durch die Ungeheuer, die ein scheinbarer Unstern ihr zu bekämpfen gab; er war nicht bloß ein liebenswürdiger Idealist, sondern ein großer Dichter, dessen Größe freilich nicht da liegt, wo man sie gewöhnlich sucht.

An Stelle jener Stichworte, Freiheit, Tugend und Vaterland ist jetzt ein andres getreten, der Idealismus. Man spricht in unsrer jüngsten Poesie von einer Schule der Realisten, und stellt dieser, die angeblich die Poesie an den gemeinen Weltlauf verräth, Schiller als den Dichter des Ideals gegenüber. Wenn man auch ganz davon absteht, daß solche abstracte Gegensätze überhaupt nichts sagen, daß sie sich nach Belieben umkehren lassen, so ist bei dieser Auffassung merkwürdig, daß sie grade das als Schillers Vorzug hervorhebt, was offenbar sein Fehler ist, und ihm das streitig macht, worin seine Größe liegt. Der Punkt ist für das Verständniß unsrer heutigen ästhetischen Streitfragen so wichtig, daß wir näher darauf eingehn müssen.

Bekanntlich haben Goethe und Schiller selbst die Ausdrücke Realismus und Idealismus auf sich angewandt, aber wie das, was sie darunter dachten, von der heute gangbaren Meinung abweicht, zeigt am deutlichsten Goethes Erzählung von ihrem ersten Zusammentreffen.

Goethe trug in Schillers Hause die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Uppflanze vor seinen Augen entstehen. „Schiller vernahm und schaute das alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich grade geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Ich stuzte, verdrießlich einigermassen: denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen und sie sogar mit Augen sehe.“ Goethe fügt hinzu, daß ihn folgender Satz ganz unglücklich gemacht habe: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren könne.“ Goethe kann sich nicht genug darüber verwundern, daß, was er als Erfahrung aussprach, Schiller nur für eine Idee galt.

Wer diese Erzählung aufmerksam liest, wird mit einiger Verwunderung

entdecken, daß Realismus hier grade das Gegentheil von dem sagen will, was man heute darunter versteht. Heute nennt man Realisten die verstockten Erfahrungsmenschen, die von der Anschauung des wirklichen Lebens ausgehn und sich nicht daraus treiben lassen; Goethe dagegen nennt sich einen Realisten, weil ihm seine Ideen Realität haben, ja weil sie ihm als das einzig Lebendige erscheinen. Die Urpflanze hatte er nirgend gesehn, er konnte sie auch nicht sehn, weil sie nicht existirt, was man so gewöhnlich existiren nennt; aber das Bild seines Geistes war ihm höhere Gewißheit als das Zeugniß seiner Sinne.

Bekanntlich entspricht diese Begriffsbestimmung dem Gegensatz in der mittelalterlichen Philosophie zwischen Realisten und Nominalisten. Realisten nannten sich diejenigen, denen die Ideen als wirklich vorkamen, Nominalisten diejenigen, die nur abgezogene Gattungsbegriffe oder Namen darin suchten.

Heutzutage würde man also (wenigstens in dieser Beziehung) die alten Realisten als Mystiker, die alten Nominalisten als Aufklärer bezeichnen. Wir wollen nur darauf aufmerksam machen, daß mit bloßen Kategorien gar nichts gesagt ist, wenn man vorher sich nicht darüber verständigt, was sie zu bedeuten haben.

Untersuchen wir den Begriff des Realismus seiner Natur nach, so entdecken wir zwei Momente darin, je nachdem man ihn auf die Beobachtung oder die Darstellung anwendet.

Der wahre Realismus der Beobachtung liegt darin, daß man bei jeder Individualität in der Natur, der Geschichte und im wirklichen Leben schnell die charakteristischen Züge herausfindet, mit andern Worten, daß man Sinn für Realität hat, für den wahren Inhalt der Dinge. Der falsche Realismus der Beobachtung liegt darin, daß man bei dem schärfsten Auge für die einzelnen Züge des Lebens nicht zu unterscheiden vermag, welche charakteristisch sind und welche nicht. In dem bekannten Sprichwort, daß es für den Bedienten keinen Helden gibt, ist der Bediente ein falscher Realist. In seiner Abhandlung über Friedrich den Großen ist Macaulay ein falscher Realist, trotz der glänzenden Virtuosität seiner Beobachtung.

Der wahre Realismus in der Darstellung, oder, allgemein gesagt, in der Kunst, liegt darin, daß man über die nöthige Technik, sei es in Bezug auf Pinsel und Palette oder auf den Meißel, auf den Ton oder auf das Wort, so frei disponiren kann, daß man die zur Charakteristik nothwendigen Mittel, die das Leben nachbilden und das Leben hervorbringen, augenblicklich bei der Hand hat. Der falsche Realismus in der Kunst liegt darin, daß man bei der glänzendsten Virtuosität in der Technik diejenigen Momente, die das Leben hervorbringen, nicht richtig zu wählen weiß: es ist derselbe Gegensatz wie zwischen dem Künstler und dem Virtuosen.

Wenn man nun das, was wir als wahren Realismus bezeichnet haben, Idealismus nennen will, so ist auch nichts dagegen einzuwenden, denn die Idee der Dinge ist auch ihre Realität. Wenn der wahre Idealist mit seiner Idee das Wesen der Dinge trifft, so bildet sich der falsche Idealist eine Idee, die der Wirklichkeit nicht entspricht, weil sie überhaupt keinen Inhalt hat.

Man vergesse nur nicht: der Gegensatz der Realität ist nach der einen Seite hin freilich das Ideal, nach der andern aber die Chimäre, die Lüge, der Unsinn.

Untersuchen wir nun Schillers Talent genauer, so finden wir, daß es viel respectabler nach der realistischen als nach der idealistischen Seite ist; bei Goethe finden wir das Gegentheil. Man wird sich über diesen Ausspruch wundern, weil er gegen das hergebrachte Vorurtheil verköst, aber eine ruhige Prüfung wird ihn rechtfertigen.

In der bekannten Recension über Egmont hebt Schiller mit großer Umsicht alle realistischen Momente hervor, die Charakterschilderung des niederländischen Volks, der Spanier, und er tadelt dagegen dasjenige, was man heutzutage als idealistisch bezeichnen würde: er tadelt die Traumerscheinung der Freiheit, er tadelt die souveräne Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Held die wirklichen Verhältnisse auffaßt. Freilich geht er in vielen seiner Abhandlungen auf das Gegentheil aus, freilich idealisirt er in manchen Scenen seiner spätern Trauerspiele ganz so ins Blaue, wie Goethe in diesem Traumbild, aber dieser Idealismus war angelernt, der Realismus war ihm angeboren.

Worin liegt denn in den künstlerisch ganz verfehlten drei Erstlingsstücken jener Reiz, der sie noch heute einer ganz veränderten Bildung gegenüber lebensfähig macht? etwa in den idealistischen Mondscheinschwärmereien, in den renomistischen Einfällen über Weltverbesserung und ähnliches?

Wir glauben im Gegentheil, daß diese Tiraden jedem Gebildeten lästig sind. Aber welchen Respect lößt die Naturwahrheit der Genrebilder ein, wie plastisch treten die einzelnen Räuber, wie plastisch tritt namentlich in Kabale und Liebe die Musikantenfamilie hervor! wie tief dringt Schiller in der furchtbaren Scene, wo Franz Moor seinen Traum erzählt, mit seiner Sonde ins menschliche Herz! — Nun gibt es einzelne schärfer blickende Kritiker, z. B. Tieck, die diesen Realismus in seinen Jugendstücken herausfühlen, ihn aber in seinen spätern Dramen vermessen, und deshalb seltsamerweise die ersteren den letzteren vorziehen. Schiller hat seine realistische Kraft aber nie eingebüßt, ja sie zeigt sich im Wallenstein, im Tell, in der Jungfrau u. s. w. viel gewaltiger als in den Räubern. Es gelingt ihm nicht, uns die überspannte Empfindungsweise der Jungfrau, uns den moralischen Idealismus Theklas, uns die Philosophie Tells verständlich zu machen; aber im Lager Wallensteins werden wir zu Hause, bei den Soldaten wie bei den Generalen; jeder Zug

prägt sich unauslöschlich unsrer Phantasie ein. Der Unterhandlung zwischen Wallenstein und Wrangel folgen wir mit athemloser Spannung. Die Noth des guten Königs von Frankreich, den Unmuth und die Verzweiflung seiner Generale erleben wir mit, unser Fleisch und Blut ist bei dem Ausgang theilhaftig; und was soll man erst von der prachtvollen Schilderung der schweizerischen Zustände sagen, die in der Poesie nicht ihres Gleichen hat.

Wenn Realismus auf dem Theater so viel heißt, als die Fähigkeit, den Eingebungen der Phantasie reale Gestalt zu geben, namentlich in Bezug auf die äußere Erscheinung, so stehen wir nicht an, in dieser Beziehung Schillers Talent über das Goethes zu stellen. —

Nehmen wir ferner — es kommt uns nur auf einzelne Beispiele an — die lyrischen Gedichte, so wird man freilich das „Ideal und das Leben“, „die Künstler“ und ähnliches mit hoher Achtung nennen. Es sind nicht bloß feine, sondern sehr tiefe Gedanken darin und sie sind so schön ausgedrückt, wie man so etwas nur ausdrücken kann. Aber im Ganzen haben diese Gedichte wenig Leser, und Schiller selbst hielt sich nur kurze Zeit in diesem Reich der Schatten auf. Dagegen sind die Balladen, und unter den didaktischen Gedichten diejenigen, die allgemeine Sentenzen in einer körnigen sprichwörtlichen Sprache ausdrücken, in aller Munde. In jenen Balladen liegt aber das Hauptinteresse in der Schilderung, und hier ist es ganz erstaunlich, mit welcher Anschaulichkeit Schiller die Brandung des Meeres, den Eisenhammer und ähnliches wiedergibt, grade wie im Tell den Vierwaldstädtersee, was er nie gesehen hat. In dieser Beziehung haben wir die schlagendsten Zeugnisse von Goethe, der doch so gut sah wie selten ein Mensch, und der nicht genug Worte finden konnte, sein Staunen über die Naturtreue dieser Schilderungen auszudrücken. Dieses Talent wird man doch wol ein realistisches nennen, während man bei den Idealen im Drama wie im Lied wahrnimmt, daß sie durch Kunst nachträglich hineingetragen sind.

Schiller hat ein Gedicht geschrieben, „die Ideale“, das wahrlich nicht für diejenigen spricht, die ihn einen Idealisten nennen. Er ist verschiedenen Idealen nachgegangen, dem Ruhm, der Wahrheit, der Liebe; sie haben sich alle als illusorisch erwiesen, er bleibt bei der Freundschaft stehen und bei der Beschäftigung, die nie ermattet. Ein wunderliches Ideal! aber hüten wir uns ihm aufs Wort zu glauben, das Gedicht ist nichts als ein poetischer Klingklang. Schiller ist dem edlen Trieb des Ruhms stets treu geblieben, er hat der Wahrheit nachgerungen bis an sein Lebensende; andere Ideale, die er hier gar nicht nennt, z. B. die künstlerische Schönheit waren die Glut seines Lebens, und wenn er in den „Idealen“ flagt: „allzusehnell nach kurzem Lenze entfloß die schöne Liebeszeit“ — grade vier Jahre, nachdem er aufs glücklichste verheirathet war —, so mußte die Hofrätin Schiller sehr wohl, wie dergleichen

Declamationen zu nehmen seien; sie ließ sich auch durch das spätere „mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei!“ nicht irren. Wenn wir Schillers Briefe vor seiner Hochzeit mit dem vergleichen, was wir über sein späteres Leben wissen, so finden wir, daß er die wahre Liebe erst in der Ehe kennen lernte.

Und dies ist der Punkt, der uns auf ein neues seltsames Mißverständnis führt. Man pflegt Goethe einen objectiven, Schiller einen subjectiven Schriftsteller zu nennen, während doch das Gegentheil evident ist. Es gibt keinen subjectivern Schriftsteller als Goethe — dieses Wort in gutem Sinn genommen; und es gibt keinen Dichter, der so wenig subjectiv wäre als Schiller. Die subjectivste Form der Dichtkunst ist die Lyrik, das subjectivste Gefühl des Menschen ist die Liebe, in der eigentlichen Lyrik aber, das Didaktische und die Ballade bei Seite gesetzt, ist Schiller immer nur ein Dichter dritten Ranges, und die Liebe hat er nie zu schildern vermocht. Und nun halte man dagegen den wunderbaren Zauber, mit dem Goethe die süßen Geheimnisse der Liebe aus der innersten Tiefe des Herzens herauszulocken versteht. Seine Gedichte von der frühesten Jugend bis zum Greisenalter, bis zur Trilogie der Leidenschaft sind von jenem unnennbaren Liebreiz durchhaucht, der nur aus einer vollen Seele zu erklären ist. Es ist aber nicht bloß die Liebe, alles was ins Gebiet der Träumerei fällt, findet bei ihm das mächtigste, das hinreißendste Wort; von den kleinen Mondschein- und Wellenliedern an bis zu dem herzdurchbebenden Angstruf des Faust, überall ist es das überströmende Gefühl, das den Hörer mit sich fortreißt; nicht die Gestaltung, nicht die Charakteristik, nicht die künstlerische Ordnung, die im Gegentheil in seinen besten Werken sehr viel zu wünschen übrigläßt. Wo findet sich in Schillers lyrischen Gedichten auch nur ein Ton, der sich mit diesen seelenvollen Accorden vergleichen ließe? Aber auch wo wir ins Drama übergehn und eine verwandte Aufgabe vergleichen, haben wir dasselbe Resultat. Sowol Iphigenie als Thekla behandeln das Problem, wie ein jungfräuliches reines Gemüth sich in den Collisionssälen der Wirklichkeit verhält, die mit heimtückischer Schlinge das Gewissen wie das Rechtsgefühl umstricken. Aber in der Iphigenie ist alles innerlichst empfunden, in der Thekla alles ausgeklügelt. Und wenn diese Zeugnisse noch nicht genügen, so vergleiche man die Jugendbriefe der beiden Dichter, in denen eine Herzensangelegenheit behandelt wird: man wird erkennen, daß von Subjectivität im guten Sinn nur bei Goethe und nicht bei Schiller die Rede sein kann.

Darum ist es eine schreiende Ungerechtigkeit gegen Schiller, wenn man ihn im Gegensatz zu Goethe als einen subjectiven Dichter bezeichnet. Was bei ihm bloß subjectiv, bloß idealistisch ist, ist schlecht oder wenigstens unvollkommen. Man will damit auch immer einen Tadel aussprechen, man ver-

steht darunter so viel wie unreif, unfertig, unschön, und glaubt dann wol gar den Dichter zu ehren, wenn man hinzusetzt, in den schlechten Versen zeige sich ein edles Gemüth! Schillers Größe liegt, wie wir gezeigt haben, auf einem ganz andern Felde.

Man nehme einen Versuch zur Hand, den er selber als eine bloße Farce bezeichnet und den man in Folge dieser Erklärung viel zu gering anschlägt: den Geisterseher. Ob die Geschichte eine tiefere Bedeutung hat, wollen wir dahingestellt sein lassen, wir wollen auch die Spielereien im Geschmack Cagliostro's nicht in Schutz nehmen, obgleich man dabei die veränderte Richtung der Zeit in Anschlag bringen muß: aber läßt sich eine vortrefflichere Form der Erzählung denken? Goethe entwickelt in kleinen Bildern eine plastische Kunst, der nichts an die Seite zu stellen ist; was aber die großen Umrisse der Erzählung betrifft, so nehmen wir keinen Anstand, nach diesem bloßen Torso des Geistersehers Schiller den Vorzug vor dem Dichter des Wilhelm Meister zuzuerkennen. Ueber ein solches Urtheil würde niemand so verwundert sein, als Schiller selbst; aber kein Dichter hat sein Talent so oft verkannt als Schiller, vielleicht weil er zu sehr über sich selbst reflectirte. Seinen historischen Schriften ist viel Schlimmes nachgesagt, und die Gründlichkeit seines Quellenstudiums ist in der That nicht als Vorbild zu empfehlen, aber auch hier zeigt sich jener wunderbare Sinn für das Wesentliche und Bedeutende in den Thatfachen, der Schiller in seinen historischen Dramen zu einem so vorwiegend objectiven und realistischen Dichter macht.

Goethe zeigt bereits in frühesten Jugend jene Neigung zur Symbolik, die sich in den Werken seines Alters, eigentlich schon von der natürlichen Tochter an, immer rücksichtsloser ausspricht, die, statt die Dinge objectiv und realistisch zu geben, auf subjectiv-idealistische Ergänzungen rechnet; eine Symbolik, die nicht selten in Mystification ausläuft. Wo er vorwiegend Gefühlsdichter ist, wo er nur aus dem Reichthum seiner Seele zu schöpfen hat, wie im Werther, läßt er der Natur freien Lauf; wenn es aber Gestalten gilt (einzelne glänzende Ausnahmen, wie Hermann und Dorothea abgerechnet) verflüchtigen sich diese leicht in Träger höherer Ideen. Die Pandora und der zweite Theil des Faust sind doch für sein Schaffen charakteristisch. Darum war er zuerst ein Dichter der geistigen Aristokratie, und seine Werke wurden eher mit Commentaren versehen, ehe sie bei der Menge Eingang fanden. Noch einmal: die Ausnahmen sind uns sehr wohl bekannt, man darf überhaupt eine große concrete Erscheinung nicht unter ein fertiges Register bringen wollen, aber es kam uns hier darauf an, eine bestimmte Seite hervorzuheben, die man bisher zu wenig beachtet hat.

Wie sich bei Goethe ein unendlich größerer Reichthum der Empfindung zeigt, so scheint uns auch der Schatz seiner Ideen an Umfang und an Tiefe

bedeutend zu überwiegen. Wenn man in Schiller mehr den Philosophen sucht als in Goethe, so liegt das in der eigenthümlichen Methode wie beide arbeiteten. Schiller war es unerträglich, etwas Dunkles in seinem Geist zu lassen; sobald ihn der philosophische Zweifel einmal erfaßt hatte, kämpfte er ihn mit seiner eisernen Willenskraft durch, bis er zum Abschluß kam. Er hat Jahrelang in der kritischen Philosophie gearbeitet, und es sind eine Reihe bedeutender Schriften daraus hervorgegangen, die selbst dem Altmeister in Königsberg Beifall abgewannen; aber vergleichen wir den Gehalt speculativer Ideen, die sich als Resultat aus diesen Schriften ergeben, mit dem, was Goethe in seine sämmtlichen Werke und auch in seine Briefe verstreut hat, so erscheint uns Goethe als ein speculativerer Kopf. Freilich hat er seine Ansichten nicht mit der peinlichen Anstrengung seines Freundes, nicht mit dialektischem Scharfsinn ausgesponnen; sie kamen ihm von selbst, entweder unmittelbar aus dem Gemüth oder aus der ruhigen Betrachtung der Dinge: aber die Zeit ist vorüber, wo man Philosophie mit Systemmacherei verwechselte.

Der große Gegensatz zwischen den beiden Dichtern lag vielmehr, wie wir schon bei einer frühern Gelegenheit ausgeführt haben, darin, daß Goethe bei seiner glücklicher und gesunder angelegten Natur die Eingebungen von selber kamen, daß er sie mit der größten Bequemlichkeit gewähren ließ und durch den Willen so wenig wie irgend möglich hinzuthat; während Schiller einer widerstrebenden Natur durch gewaltige Willenskraft alles abringen mußte. Schillers Entwicklung schreitet daher von Stufe zu Stufe regelmäßig zu immer schönerer Entfaltung fort, nicht bloß als Dichter, sondern als Mensch. In Goethes Leben, wenn wir diesen Gesichtspunkt festhalten, ist keine innere Nothwendigkeit; viel reicher und blütenvoller als das seines hartgeprüften Freundes, rankte es sich doch wie ein üppiges Schlinggewächs um jenen felsam gewundenen Stamm, den er als sein Dämonisches bezeichnete, während der Baum von Schillers Leben durch hartes, sprödes Erdreich, durch Hindernisse aller Art grade auf zum Himmel strebt.

Es wird dem deutschen Volk sehr heilsam sein, den Dichter aus unmittelbarer Anschauung, nicht durch den Nebel herkömmlicher Reflexionen kennen zu lernen. Die angeführten Bücher gewähren dazu ein werthvolles Material.

Das Buch von Hoffmeister ist ein Auszug aus seinem größeren Werk, theils von ihm selbst, theils von seinem Freunde Viehof bearbeitet. Die ästhetischen Commentare sind auf einen möglichst kleinen Raum eingeschränkt, daher tritt das Biographische deutlicher hervor und man gewinnt ein freilich nicht detaillirtes, aber in seinen großen Umrissen vollkommen kenntliches Bild. Wir stehen nicht an, das Buch mit Rücksicht auf seinen populären Zweck als ein musterhaftes zu bezeichnen. Die Erzählung ist klar und übersichtlich, das

Grenzboten IV. 1858. 52

Urtheil leidenschaftslos und doch warm, man lernt den Dichter lieben und ehren, ohne seine Schwächen zu verkennen.

Schillers Briefe zeichnen sich durch eine Aufrichtigkeit aus, der wir nicht viel in dieser Literatur an die Seite zu setzen haben, sie malen uns deutlicher als irgend eins seiner poetischen Werke diese starke Willenskraft, für die es keine Unmöglichkeit gibt, dies unablässige Ringen, das auch da Bewunderung abnötigt, wo es in entschiedene Fehlgriffe verfällt. Es ist in diesen Briefen eine ganz andere Wahrheit als in Rousseaus Bekenntnissen, der doch ein Ideal ausmalt, wenn auch ein verkehrtes. Da diese Briefe, abgesehen von den großen Massen der Correspondenz mit Humboldt, Körner und Goethe in verschiedene Sammlungen verzettelt sind, so lag der Wunsch nahe, sie in einer einzigen chronologisch geordneten vereinigt zu sehen. Die vorliegende Sammlung gibt nur die Briefe Schillers: eine Beschränkung, die wahrscheinlich durch juristische Bedenken geboten war. Der Sammler hätte übrigens die neue Ausgabe der Goetheschen Correspondenz sorgfältiger benutzen sollen.

Das neue Heft von Koberstein behandelt die wichtige Periode von 1794 bis etwa 1802 mit der umfassenden Gründlichkeit und Objectivität, die diesen Gelehrten so sehr auszeichnet. Möchte er uns recht bald mit einer Fortsetzung erfreuen. Die beiden andern kleinen Schriften sind geistvolle Commentare zu einzelnen Phasen in Schillers Entwicklung.

J. S.

Der Protestantismus in Ungarn.

Das gebildete Publicum Deutschlands, welches die geistigen Regungen im Ausland mit Aufmerksamkeit zu verfolgen gewöhnt ist, hört sicher auch mit Interesse die Nachrichten, welche hier und da die öffentlichen Blätter über die Zustände der Protestanten in Oestreich, und speciell in Ungarn bringen, in welcher Provinz des östreichischen Staates die größere Freiheit, deren sich die evangelische Kirche daselbst zu erfreuen hatte, und die Beschränkungen, denen dieselbe in der letzten Zeit unterworfen wurde, die allgemeine Theilnahme im erhöhten Maß in Anspruch nehmen. Seit Jahren wiederholt sich von Zeit zu Zeit in den officiellen und inspirirten Blättern die Notiz, daß den nach Wien gesandten Deputationen der ungarischen Protestanten eine baldige Aufhebung des Provisoriums, in welchem sich die Zustände der Kirche seit dem Jahr 1850 befinden, und eine definitive Regelung ihrer kirchlichen An-